

**Rudolf Schwarz. 6. Dezember 1879 bis 13. Juni 1945**

Autor(en): Samuel Dieterle

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1946

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/12fbc91e-516d-4519-bf18-b100402e9680>

**Nutzungsbedingungen**

Die Online-Plattform [www.baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

**Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

# Rudolf Schwarz.

6. Dezember 1879 bis 13. Juni 1945.

Von Samuel Dieterle

Es konnte einem etwa in einer Burgvogteiversammlung passieren, daß man von einem Nachbarn gefragt wurde, wer jener Herr dort im weißen Haar sei, der durch sein feines durchgeistigtes Haupt unwillkürlich die Blicke auf sich zog. Es war Pfarrer *Rudolf Schwarz*. Wenn er dann vielleicht in einer erregten Diskussion sich zum Worte meldete, konnte man bald wahrnehmen, daß nicht nur das Aussehen, sondern auch seine Worte von einem feinen Geiste zeugten. Denn seine Ansichten waren nicht einfach Schlagworte oder Tagesmeinungen; sie stiegen aus tieferen Gründen und verrieten durchdachte Zusammenhänge, so daß auch erregte Gemüter gezwungen waren, still zuzuhören.

So steht der gereifte Mann der letzten Jahre vor unserer Erinnerung, der im Sommer 1945 während eines Ferienaufenthaltes am Genfersee erkrankte und am 13. Juni in einer Klinik in Cully verschieden ist.

Er war schon in einen geistigen Kreis hineingeboren worden am 6. Dezember 1879. Sein Vater, ein ehemaliger württembergischer Pfarrer, hatte damals hier in Basel mit seiner zweiten Gattin zusammen, der Mutter Rudolfs, die Schwarz'sche Privatschule geleitet. Und wenn auch die Eltern durch diese Schule sehr stark beansprucht waren, besonders dann die Mutter, die sie nach dem frühen Tode des Vaters allein weiterführte, so hat der Knabe doch ganz offensichtlich frühe die geistige Luft geatmet, die dem Manne zur Lebensbedingung geworden ist. Er hat als Knabe allerlei Krankheiten durchgemacht und ist auch später nie zu einer robusten Figur geworden. Aber das hat nicht etwa einen Schatten auf

seine Jugend gelegt, sondern hat ihn offenbar bloß vor einem lauten und selbstsichern Wesen bewahrt; er wußte eben schon frühe etwas von der Stille der Kammer und von der Bedeutung des Leidens. Es hat das aber auch seine Lebensfröhlichkeit keineswegs beeinträchtigt, ihr vielmehr einen tiefen, echten Hintergrund gegeben. Als Student hat er sich selber ein Exlibris gezeichnet, ein mit gespannten Segeln dahinfahrendes Schiff, erklärt durch das Zitat aus der Odyssee «*asmenos ek thanatoio!*» «glücklich dem Tode entronnen!». Wir wissen jetzt am Schlusse dieses erfüllten Lebens, daß damit nicht nur der Dank für glücklich überstandene Krankheit ausgedrückt war, sondern daß damit auch die ganze innere Lebenslinie gezeichnet war, der der junge Mensch bis zu seinem Tode treu bleiben durfte. Die Wahl der klassischen Devise fällt zusammen mit seinem Uebergang vom Studium der alten Sprachen zur Theologie; sie ist ihm zur wahrhaft evangelischen Devise geworden.

Diesem glücklich dem Tode Entronnenen bin ich zum erstenmal begegnet in der Studierstube des Theologieprofessors Bernhard Duhm. Er hatte schon drei Semester Altphilologie hinter sich und mußte nun, um zur theologischen Fakultät umsatteln zu können, sich auf die hebräische Matura vorbereiten. Da wir nur zu zweit waren, erlebten wir die köstlichen Stunden bei dem originellen Gelehrten in dessen Hause am Rhein, das über dem Eingang mit dem Psalmwort: «Vom Geruche des Wassers wirst du grünen!» als die Heimat des Alttestamentlers bezeichnet war. Hier, und dann in den Vorlesungen an der Universität, wurde bei Schwarz das Verständnis geweckt für die revolutionäre Botschaft der Propheten, die gegen die sozialen Ungerechtigkeiten und die Spekulationsgewinne einer reichen Oberschicht und zugleich gegen eine mit der Staatsgewalt und dem überheblichen Bürgertum verbündete Kirche und Priesterschaft ihr unerschrockenes Gotteswort schleuderten. Im Neuen Testament wurde das Alte nicht etwa aufgelöst, sondern

erfüllt. In Jesus Christus wurde die prophetische Erkenntnis zur evangelischen Erkenntnis erhoben.

Diese Einsicht vernahm Schwarz beim Neutestamentler Paul Wernle, der in seiner frischen und unmittelbaren Art, die als Entdeckerfreude ansteckend wirkte, die Welt Jesu lebendig werden ließ. Schwarz folgte seinem Lehrer und lebenslänglichen Freunde Wernle auch gerne in dessen geschichtliche Studien hinein, die dieser als neuernannter Kirchenhistoriker mit ebensolcher Frische und darstellerischen Kraft bewältigte. Unter Wernles Führung erschloß sich ihm vor allem die Gestalt Calvins als eines evangelischen Propheten. Nach einer Studie über «Die Märtyrer von Lyon und Calvin» machte sich Schwarz daran, die wichtigsten Briefe des Genfer Reformators aus der Uebersetzung der vorhandenen auszulesen und aus dem Lateinischen und Französischen ins Deutsche zu übertragen. So entstand das zweibändige Werk «Johannes Calvins Lebenswerk in seinen Briefen», das der junge Pfarrer in seiner ersten Gemeinde Basadingen im November 1908 vollendet hat. Seinen Freunden blieb es unverständlich, daß diese hervorragende Leistung nie von einer theologischen Fakultät mit der Doktorwürde anerkannt wurde. Wenn man dann munkeln hörte, ein Doktorhut dürfe doch nicht an Leute unter dreißig Jahren verliehen werden, meldete sich mit Spittellerscher Bosheit die Vermutung, daß akademische Ehrungen irgendwie etwas mit Arterienverkalkung zu tun hätten. Uebrigens ist Schwarz nie mit offizieller Anerkennung verwöhnt worden. Nicht, daß er sich je darüber beklagt hätte; aber wir hätten sie gerade diesem durch und durch bescheidenen Manne gegönnt, der sein ganzes Werk zwar ohne Trommelwirbel getan hat; aber es war eben doch seinem ganzen Wesen nach für die Oeffentlichkeit bestimmt.

Denn genau besehen hat Rudolf Schwarz alle seine Gaben und Gedanken, sein Wissen und Können ständig auf die Oeffentlichkeit ausgerichtet. Es war ihm wahrscheinlich selber gar nicht bewußt, so natürlich war es

für ihn, für das Ganze des Volkes da zu sein. Alle Fragen des Glaubens und der Wissenschaft wurden ihm sofort zu Fragen des öffentlichen Lebens.

Als er noch im Gymnasium mit der Alkoholfrage bekannt wurde, war es ihm sofort klar, daß er selber abstinente leben wolle und daß er, um der guten Sache Nachdruck zu geben, sich der abstinenten Schülerverbindung anschließen müsse. Mit Eifer machte er in der alkoholgegnerischen Bewegung mit, die durch Prof. Bunge die medizinisch-wissenschaftliche Orientierung erhielt. Und als er Zofingerstudent wurde, fiel es ihm auch nicht im Traume ein, hier in der feuchtfröhlichen Gesellschaft irgendwelche Konzessionen zu machen; vielmehr stellte er freundlich und verbindlich sein Limonadefläschlein neben die vielen Bierhumpen. Und etwa ein Fuchs oder Bursche war froh, einen senkrechten und verständnisvollen Heimbegleiter neben sich zu haben. Wahrscheinlich hat Schwarz hier gegen den Strom schwimmen gelernt. Und er hat es schließlich sehr gut gekonnt. Gegen den Strom schwimmen, das war eigentlich lebenslang seine Haltung. Haben das nicht die Propheten, hat das nicht Christus selber getan?

Rudolf Schwarz wurde Pfarrer, zuerst im thurgauischen Basadingen während zwölf Jahren; dann wurde er in die Nähe seiner Vaterstadt, nach Münchenstein, gerufen. Aber auch als er das Pfarramt wegen geschwächter Gesundheit 1924 niederlegte und gewissermaßen ins Privatleben zurücktrat, blieb er Pfarrer, Prediger, Verkündiger der Gottesgedanken, die «himmelweit entfernt sind von Menschenwahn». Diese Oppositionsstellung bezog er aber wirklich nur gegen die widergöttlichen, unwarhen und ungerechten Zeiterscheinungen; er wurde kein grundsätzlicher Neinsager zu den Dingen der Welt, in der er mit den Augen viel Schönheit und mit seinem Gemüt viel Vergnüglichkeit entdeckte. Er hatte ganz und gar keine asketische Lebenshaltung. Nur alles Unechte, alles Unwahrhaftige war ihm zuwider. An der ihm zu-

nächst fremden Gedankenwelt und Lebensart der Bauern z. B. hat er sich keineswegs gestoßen. Er meinte nicht, wie das etwa in städtischen Verhältnissen aufgewachsenen jungen Pfarrern passiert, man müsse städtische Kultur aufs Land tragen, und die Landleute hätten sich dem städtischen Pfarrer anzupassen. Vielmehr suchte er sich in das ländliche Leben einzufühlen. Aber die Unechtheiten, die sich auch hier schon eingeschlichen hatten, empfand er stark, und er versuchte, ihnen auf seine fröhliche Art beizukommen. Blecherne Grabkreuze oder Kuckucksuhren mit geschnitzten Gemen, die Oeldrucke von der Telskapelle und dem Schloß Chillon, diese «Drahtkultur», wie sie Avenarius in den ersten Jahrgängen des «Kunstwarts» unter starkem Beifall herausgehängt hatte, waren auch für ihn Zeichen eines verdorbenen Geschmackes. Er hatte in seinem ersten Pfarrhause einen Winkel, den er schmunzelnd seine Gäste besichtigen ließ: hier waren jene ihm geschenkten «Hausgreuel» versammelt, die er um der gutmeinenden Geber willen nicht ganz aus seinem Hause verbannen durfte. Ich habe mich an jenes Stüblein lebhaft erinnert gefühlt, als ich dreißig Jahre später am Schandpfahl der Landesausstellung vorüberging. Auch gegen das Gezierte und Unechte in der Sprache und Schreibweise wehrte er sich; aber ebenfalls nicht mit tragischer, sondern mit fröhlicher Miene. Als ihn nach einem Pfarreinsatz ein Lehrer seines Dorfes fragte, ob er nicht über die schöne Feier einen kleinen Bericht in die Zeitung schreiben dürfe, hatte er gar nichts dagegen; nur eine Bedingung stellte er: es dürften in diesem Artikel drei Wörter nicht vorkommen, nämlich «Kanzelredner, Seelsorger und Jugendbildner». Wie mußte Schwarz lachen darüber, daß dieser Artikel nie zustande gekommen ist! Er verstand es auch ausgezeichnet, den Unterschied zwischen echter und Schundliteratur darzustellen. Er hat einmal in meiner Gemeinde einen Vortrag gehalten über «Wahre Geschichten». Darin gab er Antwort auf die oft gestellte

Frage, wann eine Geschichte wahr sei. Eine Geschichte ist nicht deswegen schon unwahr, weil sie z. B. ein Gott-helf in «Erdöpfelkofen» spielen läßt, welcher Ort doch im ganzen Bernbiet nicht zu finden sei; und sie ist deswegen nicht schon wahr, wenn sie in New York in der 5th Avenue 256, im 8. Stockwerk, abends 11 Uhr, beginnt, welche Adresse den Eindruck der Genauigkeit macht. Nicht die äußern Daten und Namen müssen sich nachweisen lassen, sondern die handelnden Menschen müssen echt und wahr, nicht als reine Engel oder wahre Teufel, sondern in ihren wirklichen Widersprüchen und Kämpfen gezeichnet sein.

In ihm selbst lebte eine brennende Teilnahme an allem Menschlichen. Es war in erster Linie eine fürsorgliche Teilnahme, aber damit ging Hand in Hand eine lebhaft ästhetische Teilnahme, ein literarisches Interesse an den Menschen. Dieses war schon in den Studienjahren von ihm gepflegt worden, und nicht nur in seinen philologischen Semestern, vielmehr aus seiner Freude an der Literatur heraus, vor allem an den Gestalten Gott-helfs und Gottfried Kellers. Wie viele genußreiche Stunden und köstliche Gespräche drehten sich um die «Züs Bünzlin» und «Die drei gerechten Kammacher», um «Martin Salander» und «Die Brüder Weidelich», um «Uli den Knecht» und «Annebäbi Jowäger»; aber auch in seinem Peter Hebel war er daheim und freute sich am «Zundel Heiner» oder an der «nassen Schlittenfahrt». Das war es, was seinen Lehrtrieb nie zu übler Schulmeisterei werden ließ, sondern mit einer Fröhlichkeit durchdrang, die ihre Sonne über normale und kuriose Leute strahlen ließ. Es gab ihm die feine Ueberlegenheit, mit der er kleinlichen Aerger von sich fernhalten konnte.

Es ging nicht lange, so versuchte er sich in eigener Schilderung der menschlichen Gestalten. Gleich seine ersten Novellen brachten seine liebenswürdige Ironie zur Entfaltung: «Das Vau von Schnitzlikon», «Herr Wäggerlin», «Der Elendsesel», «Weltliche Heiligengeschichten».

Er findet zunächst seine Lieblinge, die er lachend ans Licht zieht, in der kleinbürgerlichen Welt, ja bei den Philistern seiner Vaterstadt und seines Vaterlandes, hierin offenbar stark beeinflusst von den «Leuten von Seldwyla». Dann steigt er in die mittelalterliche Lokalgeschichte; aber auch hier findet er vor allem die absonderlichen, von einem mystischen Rätsel unwitterten Gestalten heraus, den «Medicus Leonhard Thurneyßer» oder den Pfarrer an der Peterskirche Karlstadt, der eines geheimnisvollen Todes starb, dem er eine der ergreifendsten Novellen gewidmet hat in dem Bändchen «Aus ernstesten Tagen».

Daß das Schriftstellertum von Rudolf Schwarz aber keineswegs nur vergnüglicher Selbstzweck war, das beweist vor allem sein großer Roman «Das Staunen der Seele», der 1935 erschien. Mit dem persönlichen Schicksal einzelner Menschen, die sichtlich baslerische Färbung tragen, aber ins allgemein Gültige erhoben sind, verbindet sich hier eine Darstellung der geistigen Lage und der sozialen Spannungen der Gegenwart, wie sie sich in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts gebildet hatten.

In den häufigen Gesprächen und Auseinandersetzungen des Romanes ergibt sich schließlich ein Bild der Stellung, die Schwarz selber zu den religiösen und sozialen Problemen der Gegenwart eingenommen hat. Es ist also ein richtiges Bekenntnisbuch, das die einen Leser mächtig angesprochen hat, während andere es aus politischen Gründen sofort abgelehnt haben. Es ist ein religiöses und ein soziales Bekenntnis. Bezeichnenderweise schließt es mit dem evangelischen Triumph: «Der Tod ist verschlungen in den Sieg!», aber auch mit dem sozialistischen Freiheitsgesang: «Brüder, zur Sonne, zur Freiheit, Brüder, zum Lichte empor!» Wie wir vernehmen, hat der Verfasser einen zweiten Teil des Romanes beinahe fertigstellen können: «Das Leiden der Seele». Dieser birgt die ihn so tief bewegenden Erlebnisse in den Kämpfen für Asyl und Freiheit der Verfolgten und Heimatlosen.

Eine späte Veröffentlichung ist das Bändchen «Schwarz auf Weiß», wiederum ein Basler Büchlein mit einer Geschichte aus der Zeit des Basler Konzils und einer zweiten, deren Mittelpunkt Bonifacius Amerbach ist. Hier findet man auch jene Aprilscherze, in denen Schwarz in geistreicher Weise die Pseudowissenschaft ironisiert, die es einst wagte, Jesus in einen Mythos aufzulösen. Mit den gleichen Mitteln wie jene weist der Verfasser nach, daß J. P. Hebel gar nicht existiert habe, sondern nur eine Gestalt der Proteus-Sage sei. Wer sich einen vergnügten Abend machen will, lese das einmal nach, ebenso wie die originelle Abhandlung, in der an Hand eines psychologischen Experimentes dargestellt wird, wie die «Gravitation durch die Psychologie» aufgehoben werden kann.

Als Rudolf Schwarz 1924 in seine Vaterstadt zurückkehrte, konnte er sich, von den regelmäßigen Pflichten des Pfarramtes entlastet, viel freier seiner Schriftstellerei widmen. Er übernahm die Redaktion des Wochenblattes «Das Blaue Kreuz» und hat damit seine Feder als Waffe im Kampfe gegen die Trinksitten eingesetzt. Auch hier bewährte sich sein Wissen von den sozialen Zusammenhängen. Er redete nicht nur von der Schwachheit und Sündigkeit des einzelnen Trunksüchtigen, der nicht Maß halten kann, sondern er wies auch hin auf die kapitalistisch aufgebaute Brau- und Brennindustrie, die aus Geschäftsinteresse alles tut, um möglichst viel von ihren Produkten an den Mann zu bringen, unbekümmert darum, ob dabei der Mann sich und seine Familie unglücklich macht und das geistige Niveau unseres Volkes herabgedrückt wird.

Eine besondere Freude war es ihm, wenn er der Jugend bei der Pflege eines neuen alkoholfreien und sozial verantwortungsbewußten Lebensstils behilflich sein konnte. Er tat das nicht nur durch seine Vorträge und Leiterkurse, sondern auch durch Laienspiele, Einakter und Sprechchöre, die er für deren Anlässe verfaßte. Bei den Theaterstücken war es ihm immer darum zu tun, das Unwahre und Kitschige, das gerade in frommen Krei-

sen auf der Bühne sich breitmacht, zu verdrängen. Er redete nicht die «Sprache Kanaans». Er machte einen tiefen Schnitt zwischen echter Frömmigkeit und Frömmelei. Besonders sei hier seine anziehende Jugendschrift «Hans Frischmuts Weg ins Glück» erwähnt.

Man konnte ziemlich sicher sein, in seinen Publikationen, gerade auch in den Bühnenstücken, einem deutlichen Hinweis auf das Recht der Frau zu begegnen. Diese Haltung ist gar nicht etwa nur jenem Glücke zuzuschreiben, das ihm in Johanna Mörchen, die er in den Studiensemestern in Marburg kennengelernt hatte, eine gleichgestimmte und gleichstrebende Lebensgefährtin zugeführt hatte. Sein Eintreten für das Recht der Frau ergab sich vielmehr konsequenterweise aus seinem Sozialismus, der mit der evangelischen Einstellung sich deckte, daß vor dem höchsten Richter nicht nur reich und arm, sondern auch Mann und Weib in der gleichen Würde und im gleichen Rechte stehen. Uebrigens konnte Schwarz die Gleichberechtigung der Frau, wie ich ihn einmal mit verblüffender Klarheit darlegen hörte, schon in der Bundesverfassung verankert aufzeigen, als er deren Artikel 4 zitierte.

Alle Menschen, die infolge der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse nicht zu dem Recht gelangen, das ihnen nach der von Gott verliehenen Würde zusteht, schloß Schwarz in seine Sorge ein. Darum sein unentwegtes Feststehen in den Reihen der sozialistischen Genossen. Wenn er durch seine Parteizugehörigkeit auch nicht alle Maßnahmen der Partei gutheißen oder gar alle Artikel in der Arbeiterpresse billigen konnte, so lag ihm doch daran, durch seine Zugehörigkeit zur Sozialdemokratie zu bekräftigen, daß die evangelische Kirche nicht einfach — wie viele Gedankenlose meinen — auf der Seite der gutbürgerlichen Macht stehen dürfe, sondern wie ihr Haupt zum Anwalt derer werden müsse, die von Rechtlosigkeit und Ausbeutung bedroht sind.

Unter diesem Zeichen stand auch sein Kampf der

letzten Lebensjahre, sein Einstehen für die Emigranten und Flüchtlinge. Es hat ihn im Innersten aufgewühlt, feststellen zu müssen, wie groß die Vorurteile, die strafbare Gedankenlosigkeit, die selbstsüchtige Aengstlichkeit, aber auch die bewußte Härte war, mit denen so lange Zeit unsere Behörden der Asylgewährung an die Todesbedrohten entgegenstanden. Unermüdlich ist er hier nicht nur gegen den Strom geschwommen, sondern ist er geradezu Sturm gelaufen gegen diese Mauern. Persönlich hat er in den Bureaux vorgesprochen, hat er Freunde mobil gemacht, hat er Gelder gesammelt, hat er Eingaben verfaßt, hat er sich am Munde abgespart, wenn es galt, einem gehetzten Mann, einer verzweifelten Mutter zum Menschenrecht zu verhelfen.

So bleibt diese wahrhaft edle Gestalt in unserer dankbaren Erinnerung, wie sie mit prophetischer Tapferkeit dem göttlichen Recht, welches nichts anderes als Barmherzigkeit ist, Bahn zu brechen suchte, wie sie mit evangelischer Hingabe das eigene Leben mit seinen reichen Gaben nicht für sich selbst, sondern im Dienste der Hilflosen verbrauchte. *Er hat sein Leben nicht genossen, sondern angewendet!* Das bleibt sein Ruhm über seine irdische Zeit hinaus. Und darum darf auch seine Vaterstadt auf ihn stolz sein.